

ABWESENDER ZUHÖRER

Aus dem Spanischen übersetzt von
Niklas Bornhauser
und Markus Sahr

Sandra Baquedano Jer (Valparaíso 1980), Dr. phil. an der Universität Leipzig, ist Philosophin, Schriftstellerin und Professorin an der Fakultät für Philosophie und Geisteswissenschaften der Universität von Chile.

Niklas Bornhauser (Freiburg i.B. 1970), Dr. phil. an der Universidad Complutense de Madrid, ist Psychologe, Übersetzer und Professor an der Fakultät für Erziehungs- und Sozialwissenschaften der Universität Andrés Bello.

Markus Sahr (Mainz 1962), freiberuflicher Übersetzer aus dem Englischen und Portugiesischen. Im Leipziger Literaturverlag erschienen zahlreiche seiner Übersetzungen in der „portugiesischen bibliothek“.

Sandra Baquedano Jer

ABWESENDER ZUHÖRER

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2024

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

Original: „Auditor ausente“: Fondo de Cultura Económica, 2017,
ISBN 978-956-289-161-5

ISBN 978-3-96940-891-9

Copyright (2024) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte bei Autorin und Übersetzer

Titelbild: José Luis Rissetti

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

Druck & Bindung: Esser printSolutions GmbH Bretten

www.engelsdorfer-verlag.de

13,40 Euro (DE)

Inhalt

Erster Teil

Auf der Suche nach der Gartenbindestrich-Klinik : ein von Benno geklärtes Missverständnis	9
In der Praxis von Dr. Salman.....	17
Besichtigung der Stationen 7 und 8	21
Das Konzert	30
Bennos Tage vor seinem Krankenhausaufenthalt	34
Die schlaflosen Nächte in der psychiatrischen Klinik	42
Gespräche in der Kantine und den Parks der Klinik	50
Die Abteilung für Drogenabhängigkeit.....	55

Zweiter Teil

Bruchstücke von Erinnerungen an die Psychiatrische Anstalt von Valparaíso	67
Reisen der Introspektion ohne mich	70
Die grüne Büchertruhe	78
Zwischen der Schiffswerft und den Kindheitsfahrten zur Insel Orrego	88
Die Jugend auf den Parkbänken des Dorfplatzes in Constitución.....	102
Aus der Provinz in die Hauptstadt.....	106
Das Universitätsleben.....	127
Der Beginn des Leidensweges und die Tage der Bedürftigkeit.....	133
Die Treue zur Philosophie	147
Der Glückliche Stein	156
Hab keine Angst und fürchte dich nicht.....	175
Der Auslöser von Fragen	179

Damit der Mensch eine erhabene Gesinnung in sich erhalte, seine Gedanken vom Zeitlichen auf das Ewige richte, mit einem Wort damit das bessere Bewußtseyn in ihm rege sey; ist ihm Schmerz, Leiden und Mißlingen so nothwendig wie dem Schiffe der es beschwerende Ballast, ohne welchen es keine Tiefe ermißt, ein Spiel der Wogen und Winde keinen bestimmten Weg gehet und leicht umschlägt.

Schopenhauer

Erster Teil

Auf der Suche nach der Gartenbindestrich-Klinik¹: ein von Benno geklärtes Missverständnis

Ich wollte rasch nach Valparaíso zurück, um die Möglichkeit auszuloten, den Patienten des Erlöserkrankenhauses einen Philosophie- und Literatur-Workshop anzubieten. Oft dachte ich mit Wehmut an sie und fühlte mich ihnen nahezu brüderlich verbunden, was meine Sehnsucht nach Playa Ancha noch verstärkte. Ich musste gut vorbereitet sein, um nicht in ihren literarischen Schöpfungen unterzugehen, in einer Bucht, in der sich immer wieder, wie Wellen, Hügel um Hügel an Not aufboten. Ich musste diese persönlichen Werke über Wasser halten und sie in einen sicheren Hafen bringen. Ich durfte keinen Schiffbruch erleiden oder mich mit dieser literarischen Fracht treiben lassen.

In der Endphase meiner Promotion in Deutschland nutzte ich dann irgendwann die Gelegenheit, eine Bewerbung zu schreiben, um ein Gespräch mit einem Arzt an der Universität zu arrangieren. Bei unserem ersten Treffen in der Universität verabredete er sich mit mir für den letzten Mittwoch im August um neun Uhr morgens in der psychiatrischen Klinik der Stadt. Bei dieser Gelegenheit sollte ich ihm die Ziele des Projekts näher erläutern. Als ich ihn zwei Tage vor dem geplanten Treffen anrief, zeigte er mehr Interesse an meinem Vorschlag. In ernsthaftem Ton sprach er über seine Arbeit auf der Station 8 und gab mir die Adresse der Klinik. Er betonte zudem, dass er mir die drei Stockwerke des Komplexes zeigen würde, um mir den Arbeitsalltag der einzelnen Abteilungen zu erläutern.

Nach unserem Gespräch versank ich in langes Grübeln und versuchte, mir über eine grundlegende Frage klarzuwerden, die ich nicht erhellen konnte ...

¹ Die Namen der psychiatrischen Kliniken und Krankenhäuser wurden geändert.

Jenseits von Furcht oder Beklemmung tat der Schlaf das Seine, und ich erholte mich ein paar Stunden lang von so viel Gedankenschwere. Doch das Echo eines Schusses drang durch die Wände der Wohnung, die ich gemietet hatte, und dessen Nachhall weckte mich noch vor Sonnenaufgang. In den frühen Morgenstunden stand ich auf, um die Adresse der Klinik zu überprüfen. Ich nahm den Stadtplan aus der Kommode und stellte fest, dass nirgends eine Gartenbindestrich-Klinik verzeichnet war. Ich hatte nur noch einen Tag Zeit, um den Ort zu finden – am Tag des geplanten Treffens durfte ich mich nicht verlaufen! Mein erster Besuch in der Klinik war somit eine Vorsichtsmaßnahme.

Ich machte mich auf die Suche nach der ersten Straßenbahn Richtung Süden. Die erste Strecke war rasch zurückgelegt. Danach musste ich auf einen Sonderbus warten, der mich zur Haltestelle der Klinik bringen sollte, wie der Arzt es mir erklärt hatte. Als ich nach langer Fahrt ausstieg, schaute ich mich um und fand mich mitten auf einer Weggabelung wieder: Auf der einen Seite standen zwei Gebäude hinter einem großen Park, auf der anderen, viel näher, ragte ein seltsam kugelförmiges Gebäude imposant empor. Es erinnerte eher an ein spirituelles Zentrum als an eine Klinik für Psychiatrie.

Ich zögerte einige Sekunden, überzeugte mich dann jedoch davon, dass es sich bei diesem zylindrischen Bau um keine psychiatrische Klinik handeln konnte. Ich beschloss, den längeren Weg zu nehmen. Ich ging ein paar Schritte am Rande des Parks entlang auf die Gebäude zu und kam nicht umhin, mich umzudrehen und die prächtige Fassade zu betrachten. Aus jedem Blickwinkel sah sie gleich aus. Ihre Form und Größe brachten mein Raumgefühl durcheinander.

Erstaunt machte ich mir klar, dass ich vor der Haltestelle desselben Busses stand, der mich hierhergebracht hatte, allerdings in der entgegengesetzten Richtung. Ich ging auf einen jungen Mann zu, der mit einem aufgeschlagenen Buch dasaß, und fragte ihn, ob er die Gartenbindestrich-Klinik kenne. Meine Anwesenheit schien ihm in diesem Moment eine extreme Angst einzuflößen, unverhältnismäßig viel

größer als die natürliche Reaktion von jemandem, der sich plötzlich in ein Gespräch mit einem Fremden verwickelt sieht. Seine wortlose Reaktion, von ausgeprägten, gestischen Verrenkungen begleitet, war die eines Menschen, der sich unablässig beurteilt oder gar verdammt fühlt. Der junge Mann zitterte.

„Entschuldigung“, sagte ich verlegen, fast flüsternd, und senkte den Kopf, als ob ich meine Frage zurücknehmen wollte, „ich möchte Sie nicht verärgern“, fügte ich knapp und verwirrt hinzu. „Es ist nur so, dass ich den Namen Gartenbindestrich-Klinik in mein Notizbuch geschrieben habe und er auf dem offiziellen Stadtplan nicht eingetragen ist.“

Der junge Mann schaute in mein Notizbuch und führte, ohne auch nur eine Sekunde den Blick von meinen Notizen zu wenden, mit einer energischen Geste beide Hände an die Schläfen.

„Das Garten-Krankenhaus!“, sagte er mit unerbittlicher Gewissheit. „Natürlich, natürlich“, fügte er mit gebrochener Stimme hinzu, „*Strich* bedeutet Linie oder Federzug, *Bindestrich* ist ein Wortzeichen, das die Zusammengehörigkeit von Wörtern anzeigt.“

„Das Garten-Krankenhaus!“, wiederholte ich laut und verwundert. „Fast vier Jahre in Deutschland und immer noch diese Missverständnisse!“, fügte ich errötend und etwas frustriert hinzu. Ich hatte nicht nur das deutsche Wort »Krankenhaus« durch das deutsch-lateinische »Klinikum« ersetzt, sondern außerdem »Bindestrich« als Wort aufgefasst – und nicht als Wortzeichen.

„Das Garten-Krankenhaus ist, ist, es ist... Es ist da!“, stammelte er und deutete mit dem Zeigefinger auf das kugelförmige Gebäude.

Ich dankte ihm und verabschiedete mich. Furchtsam blickte er auf den Boden, und ohne zum Abschied noch einmal aufzuschauen, schien er etwas gehemmt zu lächeln.

Ich ging ein ganzes Stück am Rande des dicht mit Büschen bepflanzten Weges entlang, die die Klinik umgaben, ohne dass ein Zaun nötig gewesen wäre. Ich ging weiter, spürte, wie der Wind wehte und die Zweige raschelten, was meine Gedanken durcheinanderbrachte, bis ich,

ohne es zu merken, vor der Eingangstür stand. Warum sollte ich eigentlich hineingehen, wenn ich die Adresse schon gefunden hatte? Doch gerade als ich beschloss, nicht weiterzugehen, öffneten sich die Glastüren automatisch, so dass ich ein paar Schritte zurückging und auf einen Zierbrunnen stieß.

Ein wenig lautloses Wasser war, ästhetisch gesehen, nicht schlecht, es konnte den Blick derer beruhigen, die nicht in der Lage sind, heftige Gedankenströme zu kanalisieren. Ich stellte mir vor, ich würde selbst von sinnlosen Überlegungen angefallen, und wäre nicht in der Lage, bei den anstürmenden Assoziationen imaginärer Qualen an einen der Ränder zu gelangen, an dem ich mich festhalten und in Ruhe erinnern konnte. Vielleicht beruhigte dieses feststehende Wasserreservoir bei Gelegenheit einmal den Blick von jemandem, der sich von einem Wahnanfall mitgerissen fühlte, der die Realität verzerrt und ihn selbst völlig zerstört.

Diese kristalline Quelle war wie eine geistige Medizin, die mich innhalten ließ, unbeweglich und wortlos, und mich von einer fremden Gegenwart abzog. Sie glänzte durchsichtig wie der Spiegel des Augusthimmels. Die Unermesslichkeit von Playa Ancha hinter den grauen, tiefhängenden Wolken vor dem Garten-Krankenhaus, die allmählich vorrückten, unförmig und schwer, als wollten sie den Sturm loswerden, den sie in sich trugen. Ich spürte, wie mir der schräg fallende Regen ins Gesicht schlug, und die Windböen, als wären sie die Brise in Valparaíso. Ich konnte nicht blinzeln, als sich die Quelle nach und nach in das Meer und gleich danach in den Ozean zu verwandeln schien.

Wieder durchlebte ich den Schwindel, den die Klippen um das Erlöserkrankenhaus in Valparaíso stets in mir auslösten. Der Druck auf meine Augen wurde so stark, dass die Quelle ihren festen Ort, ihre Fläche, ihren Umfang und ihre Umriss verlor. Die Brise ließ den Pazifik verschwimmen, als blickte ich auf einen nahen Horizont, der von Tränen entstellt war. Da hörte ich erneut eine Stimme, die mir erwiderte: Wir, die Kranken ohne große Ressourcen, die von Anfang an

als für die Gesellschaft verlorene Fälle behandelt wurden, irren hier und in der Umgebung nur herum. Eingesperrt in diesem Raum und darin zusammengepfercht, haben wir nicht die geringste Chance, irgendetwas zu tun. Wenn ich wenigstens auf den Ozean schauen oder die Sonne spüren könnte, die sich hinter diesen vier Wänden verbirgt. Deshalb will auch niemand lange an diesem Ort bleiben. Es ist etwas ganz anderes, dass wir ein ums andere Mal in die psychiatrische Klinik zurückkehren müssen, um sie danach erneut zu verlassen, als würde der menschliche Geist von einer unbezähmbaren und irrationalen Flut mitgerissen. Die Wellen kommen immer wieder zurück, aber nicht alle von uns Verrückten kommen hierher zurück.

„Das ist wahr...!“, sagte ich irgendwann laut. „Doch es ist keine Schande, in ein psychiatrisches Krankenhaus zurückzukehren. Es ist kein Militärgelände! Ich habe nicht das Gefühl, dass ich mehr zu diesem Ort gehöre als zu irgendeinem anderen.“

Es ist ein anderes Wohnen für den, dem die Realität außerhalb der psychiatrischen Klinik ebenso fremd erscheint wie die innerhalb. Aus welcher Realität musste ich zurückgekehrt sein, dass mir alles noch derart fremd erschien? Plötzlich hatte ich wieder bestimmte Anhaltspunkte. Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war, doch der Regen hatte mich vollkommen durchnässt. Ich dachte, wenn ich so in die Klinik ginge, nass bis auf die Knochen, in meinen schweren, vom Regen getränkten Kleidern, würde man gewiss an meinem Zustand zweifeln. Warum also mich dem aussetzen, wenn ich doch nur die Adresse hatte finden wollen?

Ich eilte zur Haltestelle zurück, als wollte ich irgendeine Konventionalität vortäuschen. Wie absurd, als wäre es mir darum gegangen, dem herabstürzenden Wasser zu entgehen, obwohl ich doch schon keinen trockenen Faden mehr am Leib hatte und mich ohnehin in der Wohnung umziehen musste, oder als liefе ich etwas oder jemandem hinterher, und im Grunde wollte ich doch nur diesem Gedanken entgehen.

Ich hatte zwar meine Brille nicht auf, doch undeutlich konnte ich eine Person an der Bushaltestelle erkennen.

Ich war überrascht, denselben jungen Mann an der Haltestelle zu treffen wie zuvor, denn es fuhr hier nur ein einziger Bus vorbei, der die restlichen Fahrgäste gerade mitgenommen hatte. Warum saß er immer noch an derselben Stelle? War er so sehr in seine Lektüre vertieft, dass er den Bus nicht bemerkte? Ich sah, dass auch er meine Rückkehr zur Kenntnis genommen hatte, noch bevor ich an der Haltestelle ankam. Als sich jedoch unsere Blicke begegneten, schien das bei ihm dieselbe Furcht auszulösen, und abrupt wandte er seinen Blick wieder dem Buch zu. Nach einigen Minuten, als er langsam den Kopf zu mir hob, hatte ich die Gelegenheit, ihn anzulächeln.

„Hast du gefunden, was du gesucht hast?“, fragte er und öffnete seine großen, dunklen Augen.

Am Rand seiner Pupillen spiegelte sich ein überirdischer Schwindel, ähnlich dem, den der Ozean auslöst, wenn man ihn von oben, von einer Steilküste mit ihren scharfen und radikalen Formen aus, betrachtet. Genau oberhalb seiner linken Augenbraue begann eine Furche und zog sich über den gesamten Schädel. Die Dicke, das Ausmaß und die Farbe der Furche ließen erahnen, wie tief der Schnitt gewesen war. Die Regentropfen kräuselten sein Haar. Der Wind schien den schwachen Pony anzuheben und entblößte die Stirn mit der großen Narbe. Er wehte so stark, dass er mich an die Zerbrechlichkeit erinnerte, wenn ich die Böen auf den Anhöhen um das Erlöserkrankenhaus herum gespürt hatte. Zwischen abgrundtiefen Gräben rührte er an die trostlose Armut auf den Hügeln um den Hafen herum und an die chimärenhaften Schauspiele auf dem Meer. Wenig später richtete ich mich auf.

„Ja“, antwortete ich. „Ich habe gefunden, was ich suchte. Ich danke dir, denn morgen habe ich ein Gespräch mit einem Arzt von der Universität. Ich habe die Adresse am Telefon nicht richtig verstanden. Ich habe mich nicht getraut, ihn noch einmal zu belästigen, also habe ich beschlossen, selbst herzukommen.“

Während ich ihm diese Erklärungen gab, schien der junge Mann unwillkürlich die Augen zu schließen, und mechanisch drehte er sich wieder zu dem Buch und nahm dabei eine halbembryonale Position ein. Er schien mit etwas oder jemandem zu kämpfen, der ihn daran hinderte, die Unterhaltung wiederaufzunehmen, und obwohl die Anspannung es ihm nicht erlaubte, sich von diesen Konflikten freizumachen, gelang es ihm doch, sich zu beherrschen und zu sprechen.

„Woher kommst du?“

„Ich komme aus Chile.“

„Aus Chile?“

„Ja, aus Chile, ein langer, schmaler Streifen Land in Südamerika.“

„Ah, Chile“, wiederholte er zweifelnd.

„Ja, Chile“, bestätigte ich.

„Und wie ist es dort?“

„Es ist ein Ort voller Kontraste. In Chile gibt es Gebirgszüge und Meer, hohe Gipfel und dann Abhänge zwischen Höhen und Senken, und das bleibt so bis zum..., also bis zum Pazifischen Ozean, meine ich.“

„Also sprichst du Spanisch?“, fragte er mich, diesmal auf Spanisch.

„Du verstehst Spanisch?“ Ich musste lachen.

„Natürlich!“, erwiderte er und deutete ein leichtes Lächeln an.

„Und woher kennst du meine Muttersprache? Du bist doch Deutscher, oder nicht...?“

„Nein, nein, natürlich bin ich hier Deutscher“, fuhr er in seiner eigenen Sprache fort, „ich war nur als Austauschschüler in einem nordamerikanischen Land bei einer Missionarsfamilie, die im Süden Mexikos lebte. Sie haben laut gelesen und immer auf Spanisch gepredigt. Ich kann den Tenor dieser Predigten nicht vergessen!“, rief er nachdenklich aus, während er plötzlich seinen Blick wieder auf das Buch richtete. „Nun, anscheinend hat damals alles angefangen... Es ist seltsam, manchmal habe ich den Wunsch, wieder wegzugehen, doch diesmal für immer. Das ist doch mein Weg!“

„Dein Weg...“, sagte ich. „Was ist dein Weg?“

„Mein Weg? Mein Weg ist es, ins Ausland zu gehen.“

„Ins Ausland? Aber kommst du denn von dort?“

„Ja, ich komme aus dem Ausland.“

„Und wie lange warst du dort?“ Statt *cuánto*, wie lange, verstand er *cuándo*, wann.

„Vor einiger Zeit schon; dann bin ich zurückgekommen, habe mein Theologiestudium fortgesetzt und, na ja, sie mussten mich ins Krankenhaus einweisen... Ja, es ist durchaus möglich, dass ich zurückkehre, aber jetzt fühle ich mich dazu nicht in der Lage. Ich möchte nach Hause, aber ich weiß nicht, wohin“, fügte er mit schwacher Stimme hinzu.

„Du weißt nicht, wohin?“

„Nein, ich weiß es noch nicht, ich habe mich noch nicht entschieden... Es stimmt, dass es hier irgendwo in der Nähe...“

Er mühte sich nach Kräften, die Selbstbeherrschung zu wahren, aber es machte den Eindruck, als wüsste er nicht, an wen er sich wenden noch in welche Richtung er fahren sollte, obwohl er neben mir zunächst auf den Bus und dann auf die Straßenbahn wartete, die ihn nach Hause bringen würden. Die Umstehenden hatten nicht daran gezweifelt zu finden, was sie suchten; sie waren alle in den Bus gestiegen und hatten sich mit dieser Belohnung auf dem Weg, dem sie folgten, verloren. Man kommt durch einfache Erfolge leichter voran, wenn man erreicht, was man sich vorgenommen hat, doch diese gedankenlose Gewissheit verhindert, dass man sieht, wie im Grunde selbst die alltäglichsten Vorsätze eine endlose Suche durchlaufen können, deren Anfang mechanisch immer wieder von vorn beginnt. Und wie dieses Bewusstsein einfach abstreifen, wenn sich das gewundene Labyrinth erst einmal als ein solches enthüllt hat?

„Wie ist dein Name?“

„Sie nennen mich Benno, obwohl sie es manchmal so aussprechen, als wäre ich Franzose, Italiener oder Lateiner: Begno. Ich weiß nicht recht, warum...“, gestand er mit einem Lächeln.

„Ah! Begno... Und wie soll ich dich nennen? Präzise und korrekt mit Betonung auf dem Akzent? Benno!“, betonte ich mit Nachdruck, „oder Begno?“, und ich sprach es mit einer wärmeren Intonation aus.

„Wie du willst! Ganz wie du willst!“

„Dann nenne ich dich Benno, und wenn wir uns jemals wiedersehen oder im Ausland unterhalten, nenne ich dich Begno. Wie klingt das?“

„Sehr schön.“

Der Nachdruck, mit dem er das sagte, freute mich sehr, denn er schien damit seine Ängste überwunden zu haben. Wir standen auf, stiegen in den Bus, der gerade gekommen war, und unterhielten uns die ganze Fahrt über. Später stiegen wir gemeinsam um und verabschiedeten uns anschließend, als wären wir zwei alte Freunde, die sich ganz zwanglos für den nächsten Tag zum Mittagessen in der Cafeteria des Garten-Krankenhauses verabredeten.

In der Praxis von Dr. Salman

Auf Station 8 wartete ich darauf, dass die Uhr die Zeit unseres Treffens anzeigte, ehe ich, wie vereinbart, an die Tür klopfte.

Als er mich schüchtern auf der Schwelle stehen sah, lächelte Dr. Salman wohlwollend. Er war ein großer, schlanker Mann mit grauem Haar und hellblauen Augen. Er reichte mir die Hand und führte mich freundlich in sein Büro, wo wir ein angenehmes Gespräch über das Leben und die kulturellen Unterschiede zwischen unseren jeweiligen Ländern führten.

„Chile ist ein sehr ungleiches Land, in dem nur ganz wenige Patienten in Kliniken wie dieser behandelt werden können. Ein solches Niveau an Spezialisierung gibt es dort nicht. Die überwiegende Mehrheit der Patienten ist sich selbst überlassen, mit höllisch langen Wartelisten, denn es fehlt an Krankenhäusern, an Betten, Medikamenten und Fachkräften für ihre Behandlung. Sehr gerne würde ich Ihnen mehr

über die Art der sozialen Ungleichheiten in Chile erklären, doch ich will die kostbare Zeit nicht missbrauchen, die Sie für mich aufbringen.“

„Was sagen Sie da! Nein, nein!“, meinte Dr. Salman aufgeregt, stand von seinem Stuhl auf und entfernte sich von mir, „machen Sie sich um meine Zeit keine Sorgen! Ich möchte vielmehr Ihre Motivation besser verstehen, einen Literatur- und Philosophiekurs in einem öffentlichen Krankenhaus Ihres Landes anzubieten.“

Das Büro war klar, einfach und minimalistisch. Ein Regal, das sich über die gesamte Breite der Wand erstreckte, diente Dr. Salman als Bücherschrank. Vor einigen Büchern standen ein paar kleine Tonskulpturen und bunte Figuren aus Knete.

Er ging zum Fenster, blieb mit dem Rücken zu mir stehen, sah schweigend hinaus und fügte dann feierlich hinzu, indem er sich wieder mir zuwandte:

„Dies ist das bedeutendste psychiatrische Zentrum der Stadt.“

„Ich weiß. Ich bin sehr dankbar, dass Sie mir die Möglichkeit geben, hier zu sein.“

„Ich glaube, den Zweck Ihres Aufenthalts im Garten-Krankenhaus besser zu verstehen: Sind Sie Stipendiatin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes?“

„Ja.“

„Dann muss ich Sie jetzt auf einige Aktivitäten hinweisen, die ich Ihnen in der Universität noch nicht genannt habe.“

Ich nickte bloß, schloss kurz die Augen und senkte zum Zeichen tiefer Dankbarkeit den Kopf, während ich gleichzeitig die Unterarme aufrichtete und die Handflächen feierlich zusammenlegte.

„Ihre Arbeit wird jeden Tag um sieben Uhr morgens mit einer Besprechung beginnen, die wir mit den anderen Psychiatern täglich auf den Stationen 7 und 8 abhalten, den Stationen mit den kritischen Patienten und den ambulanten. Sie können bei den verschiedenen Einzel- und Gruppentherapien zuhören, daran teilnehmen und auch selbst betei-